

Verletzbarkeit statt Eindeutigkeit

Eine persönliche Reflexion

Zeitschriftenartikel

Begutachtet

Koordinator*in:

Annita Kalpaka

HAW Hamburg, Deutschland 

Redaktion

J.Georg Brandt 

HAW Hamburg, Deutschland 

Erhalten: 18. Februar 2026

Akzeptiert: 25. Februar 2026

Publiziert: 12. Mai 2026

Datenverfügbarkeit:

Alle relevanten Daten befinden sich innerhalb der Veröffentlichung.

Interessenskonfliktstatement:

Die Autor:in erklärt, dass ihre Forschung ohne kommerzielle oder finanzielle Beziehungen durchgeführt wurde, die als potentielle Interessenskonflikte ausgelegt werden können.

Lizenz:

© L. A.

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International

(CC BY SA 4.0).



Empfohlene Zitierung:

L. A. (2026) Verletzbarkeit statt

Eindeutigkeit. Eine persönliche Reflexion

STANDPUNKT : SOZIAL 36 (1), 2026, Wie

über den Nahostkonflikt sprechen? – Auf

der Suche nach Ansatzpunkten für das

pädagogische Handeln in Handlungsfeldern


Sozialer Arbeit und Bildung, S. 1-8.

DOI: [https://doi.org/10.15460/](https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.308)

[spsoz.2026.36.1.308](https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.308)

L. A.^{1*}

1 L. A., Hochschule für Angewandte Wissenschaften

Hamburg – HAW 

Die Autor:in ist der Koordinatorin persönlich bekannt.

Abstract

Der Dialog von Navid Kermani und Natan Sznaider setzt sich mit dem Gaza-Krieg auseinander und argumentiert, dass beide Seiten aus ihrer gegenseitigen Erschöpfung heraus eine neue Gesprächsbereitschaft entwickeln könnten. Statt auf blinde Rache zu setzen, fordern die Autoren einen „klugen Widerstand“, der das künftige Zusammenleben mitdenkt und politische Lösungen statt reiner Vergeltung anstrebt. Zentral ist ihr Appell, die eigene Verwundbarkeit offen anzuerkennen, weil erst diese Haltung echte Empathie und Sicherheitskonzepte ermöglicht. Sie verknüpfen israelische Sicherheit untrennbar mit palästinensischer Freiheit und sehen einen sofortigen Waffenstillstand, die Freilassung aller Geiseln sowie eine internationale Vermittlung als dringend notwendige Schritte. Insgesamt plädieren sie für eine Politik, die den Übergang vom bloßen Überleben hin zu einem menschenwürdigen, gemeinsamen Leben ermöglicht.

Schlagwörter: Pädagogischer Alltag, pädagogisches Handeln, Verletzlichkeit, Ohnmacht, Nahostkonflikt, Ambivalenz

Verletzbarkeit statt Eindeutigkeit

Eine persönliche Reflexion

L. A.



Verletzbarkeit statt Eindeutigkeit – Eine persönliche Reflexion

Der Dialog von Navid Kermani und Natan Sznaider setzt sich mit dem Gaza-Krieg auseinander und argumentiert, dass beide Seiten aus ihrer gegenseitigen Erschöpfung heraus eine neue Gesprächsbereitschaft entwickeln könnten. Statt auf blinde Rache zu setzen, fordern die Autoren einen „klugen Widerstand“, der das künftige Zusammenleben mitdenkt und politische Lösungen statt reiner Vergeltung anstrebt.

Zentral ist ihr Appell, die eigene Verwundbarkeit offen anzuerkennen, weil erst diese Haltung echte Empathie und Sicherheitskonzepte ermöglicht. Sie verknüpfen israelische Sicherheit untrennbar mit palästinensischer Freiheit und sehen einen sofortigen Waffenstillstand, die Freilassung aller Geiseln sowie eine internationale Vermittlung als dringend notwendige Schritte. Insgesamt plädieren sie für eine Politik, die den Übergang vom bloßen Überleben hin zu einem menschenwürdigen, gemeinsamen Leben ermöglicht.

Beim ersten Lesen des Dialogs „Leben oder nur überleben?“ Kermani und Sznaider¹ spürte ich ein ungewohntes Unbehagen. Die beiden Intellektuellen diskutieren den Gaza-Krieg, aber anstatt schnell Schuldige oder einfache Lösungen zu benennen, verweilen sie bei der menschlichen Verletzbarkeit aller Beteiligten. Diese Perspektive irritierte mich – gerade, weil sie meine eigene Sehnsucht nach eindeutigen Antworten unterließ. Mir wurde bewusst, dass hier ein Schlüssel liegt, um nicht nur globale Konflikte, sondern auch meinen Alltag in der Sozialen Arbeit neu zu begreifen. In dieser Reflexion zeichne ich nach, wie der Text meine Sicht auf Konflikte, Empathie und kultursensible Praxis verändert hat und welche Konsequenzen ich daraus für mein berufliches Selbstverständnis ziehe.

1 <https://www.facebook.com/100050482119669/posts/der-gestrige-text-zum-nahostkonflikt-in-der-s%C3%BCd-deutschen-zeitunghttpswwwsueddeut/1269361348089924/>
<https://www.zdfheute.de/politik/ausland/natan-sznaider-israel-nahost-100.html>

Natan Sznaider im Kulturzeit-Interview (ab 14:55 min): „Gewalt muss politischen Interessen untergeordnet sein und nicht umgekehrt.“ 22.05.2025 | 37:19 min

Meine erste Reaktion: der Sog der „zwei Seiten“

Zu Beginn des Gesprächs entlarven Kermani und Sznaider die reflexhafte „Zwei-Seiten-Logik“, die den Diskurs zum Nahostkonflikt dominiert. Ich erappte mich dabei, Aussagen blitzschnell als „pro-israelisch“ oder „pro-palästinensisch“ einzusortieren.

Dieses Schubladendenken fühlt sich zunächst sicher an – es reduziert Komplexität und verschafft moralische Gewissheit. Gleichzeitig verhindert es Begegnung, weil es Menschen auf Lagerrollen fixiert. In meiner praktischen Arbeit sortiere ich Konflikte manchmal ähnlich vorschnell, wenn ich Klient*innen mit Etiketten wie „typisch migrantische Erziehung“ oder „deutsche Bürokratie“ versee. Der Text machte mir klar, wie sehr solche Raster echte Dialogräume verengen.

Verletzbarkeit als politischer und professioneller Ausgangspunkt

Kermani und Sznaider schlagen vor, Verletzbarkeit zum Ausgangspunkt einer neuen Politik zu machen. Zunächst klang das paradox: Wie soll eine Gesellschaft, die sich permanent bedroht fühlt, ihre Verwundbarkeit zeigen? Doch ich erkannte, dass dies der Kern vieler Beratungsprozesse ist: Erst wenn Klient*innen ihre Angst oder Scham aussprechen können, wird Kooperation möglich. In Gruppentrainings erlebe ich, dass Spannungen oft abnehmen, sobald jemand den Mut findet zu sagen: „Ich habe eigentlich Angst, nicht ernst genommen zu werden.“ Der Dialog zeigt mir, dass solche mikrosozialen Dynamiken auch auf makropolitischen Ebene gelten. Für meine Praxis bedeutet das, Räume so zu gestalten, dass Menschen ihre Verletzbarkeit äußern können, ohne abgewertet zu werden.

Rache versus klugen Widerstand – eine professionelle Lesart von Aggression

Ein weiterer Impuls ist die Unterscheidung zwischen Rache und klugem Widerstand. Rache sei blind und verhindere jede Zukunft, während Widerstand die Zeit nach dem Konflikt mitdenke. Diese Differenz hilft mir, aggressive Handlungen meiner Klient*innen differenzierter zu betrachten. Wenn eine Jugendliche in der Wohngruppe eine Tür zuschlägt, interpretiere ich das oft als „unangebrachten Wutausbruch“. Betrachte ich ihr Verhalten jedoch als vielleicht ungeschickten Versuch, auf ein Ungleichgewicht aufmerksam zu machen, verschiebt sich der Fokus: Nicht das Sanktionieren, sondern das Nach-Verhandeln von Grenzen rückt in den Mittelpunkt. Der Text liefert hierfür die politische Metapher: Kluger Widerstand sucht Beziehungserhalt und nicht Abbruch – ein Prinzip, das ich stärker in Kriseninterventionen integrieren will.

Erschöpfung als Kipppunkt für Dialog

Kermani und Sznajder beschreiben gegenseitige Erschöpfung als Chance für Verständigung: Wenn niemand mehr an Sieg glaubt, entsteht Raum für neue Allianzen. In vielen Familiensystemen beobachte ich Ähnliches: Nach Jahren der Eskalation wächst plötzlich die Bereitschaft zuzuhören, weil alle Beteiligten vom Kämpfen müde sind.

Dieser Gedanke lehrt mich, Erschöpfung nicht nur als Risiko für Burn-out zu sehen, sondern auch als mögliches Fenster für Dialog. Meine Aufgabe besteht darin, diesen Moment zu erkennen und professionell zu begleiten, anstatt ihn mit schnellen Ratschlägen zu überdecken.

Konsequenzen für meine kultursensible Haltung

Die Lektüre verändert mein Verständnis von Kultursensibilität. Bisher versuchte ich, interkulturelle Missverständnisse vor allem mit Faktenwissen zu bearbeiten – Feiertage, Essgewohnheiten, Kommunikationsstile. Das bleibt nützlich, greift aber zu kurz. Der Text zeigt, dass hinter kulturellen Differenzen häufig Macht- und Sicherheitsfragen stehen.

Kultursensible Praxis bedeutet daher, diese Machtlogiken offenzulegen, statt sie unbewusst zu reproduzieren. Ambiguitätstoleranz wird zu einer Kernkompetenz: Ich muss widersprüchliche Wahrheiten nebeneinander gelten lassen können, ohne meine professionelle Position aufzugeben.

Offene Fragen und weitere Lernziele

Trotz neuer Klarheit bleiben Fragen offen: Wie fördere ich Verletzbarkeit, ohne Retraumatisierung von Klient*innen? Wie verhindere ich, dass Ambiguitätstoleranz in Beliebigkeit kippt? Und wie setze ich dieses Verständnis in Institutionen um, die auf schnelle Lösungen und eindeutige Diagnosen drängen? Ich plane, hierzu Supervision und Fortbildungen zu nutzen und in meinem Team einen „Ambiguität-Check“ zu etablieren, der vor Entscheidungen systematisch fragt, welche Komplexitäten wir gerade ausblenden.

Fazit

Der Dialog von Kermani und Sznajder ist für mich mehr als eine politische Analyse – er wurde zum Spiegel meiner professionellen Routinen. Er zeigt, dass Verletzbarkeit anzuerkennen keine Schwäche, sondern die Voraussetzung für echte Sicherheit ist, in Staaten wie in Jugendhilfeeinrichtungen. Er erinnert mich daran, dass Racheimpulse verständlich, aber selten produktiv sind, und dass Erschöpfung unerwartet Türen zu neuen Allianzen öffnen kann. Vor allem aber lehrt er mich, kultursensible Soziale Arbeit als macht- und kontextbewusste Praxis zu verstehen, die Komplexität aushält und Dialogräume schützt. Mit diesem Kompass möchte ich Klient*innen nicht nur beim Überleben, sondern beim aktiven Gestalten ihres Lebens unterstützen.

Reflexion über Meron Mendels Artikel „Feiern, aber was?“

Der Essay von Meron Mendel² hat mich beinahe wütend, zugleich aber ungeheuer nachdenklich gemacht. Während das Auswärtige Amt eine „feierliche und emotionale“ Jubiläumskampagne zum 60-jährigen Bestehen der deutsch-israelischen Beziehungen plant, schildert Mendel eine Wirklichkeit, in der es kaum etwas zu feiern gibt: Hunger in Gaza, Geiseln in Hamas-Tunneln, eine israelische Regierung, die mit Rechtsextremen paktiert – und eine deutsche Außenpolitik, die Netanjahu dennoch rückhaltlos den roten Teppich ausrollt. Besonders gestoßen hat mich sein Bild der „Party ohne Feierstimmung“: Es trifft exakt dieses unangenehme Gefühl, wenn Symbole beschworen werden, während ihre moralische Grundlage bröckelt.

Ambivalenz der Freundschaft

Ich schätze die deutsch-israelische Kooperation, gerade als Nachfahrin einer Generation, die aus der Shoah lernen will. Mendel erinnert jedoch daran, dass diese Freundschaft nie rein „moralisch“, sondern stets mit Erwartungen verknüpft war: wirtschaftliche Deals, strategische Allianzen, außenpolitische Rückendeckung. Mich irritiert, wie leicht sich dieser ursprüngliche Wertekompass verschieben lässt, sobald eine Regierung in Jerusalem demokratische Standards unterläuft. Wenn Staatsräson zur Floskel wird, verliert sie nicht nur Glaubwürdigkeit, sondern pervertiert den historischen Lernprozess, den sie eigentlich schützen soll.

² <https://www.meronmendel.de/wp-content/uploads/2025/04/Mendel-30.04.2025-A.pdf>

Erinnerungskultur als Machtinstrument

Meine zweite, fast peinliche Erkenntnis: Ich hatte Erinnerungskultur oft als neutralen Konsens begriffen – „Erinnern gegen das Vergessen“. Mendel zeigt, wie selektiv und machtpolitisch dieser Konsens instrumentalisiert werden kann: Rechtsradikale dürfen plötzlich bei einer Antisemitismus-Konferenz sprechen, ein jüdischer Philosoph wird disqualifiziert, weil er israelische Politik kritisiert. Hier wird deutlich, dass Erinnerungspolitik stets gerahmt ist von Interessen. Für meine künftige Praxis in der Sozialen Arbeit bedeutet das, kritischer zu prüfen, wer in Gedenkprojekten spricht, wer schweigt und warum. Erinnerung darf kein Abwehrschild sein, hinter dem aktuelle Menschenrechtsverletzungen unsichtbar werden.

Beobachtung eines Rollentauschs

Mendel beschreibt den „anderen Wind“ in Jerusalem und zugleich die deutsche Blindheit gegenüber dieser Veränderung. Als Sozialarbeiterin erlebe ich ähnliche Dynamiken: Institutionen reagieren oft träge, wenn sich Familienstrukturen radikal ändern; sie klammern sich an alte Abläufe, obwohl die Ausgangslage längst nicht mehr passt. Das Bild des „Rollentauschs“ macht mir klar, dass Beziehungen – ob diplomatisch oder sozialpädagogisch – fortlaufend neu verhandelt werden müssen. Ein Vertrag von 1965 kann kein Freibrief für 2025 sein, so wenig wie ein Hilfeplan von vor drei Jahren den heutigen Notlagen einer Familie genügt.

Bedeutung für meine professionelle Haltung

Aus dem Artikel ziehe ich drei Kernfolgen für mein Berufsethos:

Kritische Loyalität – Freundschaft heißt nicht Sprachlosigkeit. Ich muss lernen, auch gegenüber Partnern, mit denen ich mich historisch verbunden fühle, klare menschenrechtliche Positionen einzufordern. In der Praxis bedeutet das, vertraute Kooperationspartner (Schule, Jugendamt) konstruktiv, aber deutlich zu hinterfragen, wenn ihr Handeln Kinderrechte verletzt.

Vernetztes Erinnern – Gedenkarbeit darf nicht im Rückspiegel hängen bleiben. Wenn ich Projekte zur historischen Bildung begleite, will ich Brücken zur Gegenwart schlagen: Rassismus heute, muslimfeindliche Parolen, Antisemitismus in Jugendgruppen. So wird Geschichte zu einem Werkzeug kritischer Gegenwarts-analyse, nicht zu einem sakralen Ritual.

Fokus auf Werte-Partner – Mendel ruft auf, jene Israelis in den Mittelpunkt zu rücken, die für Demokratie und Menschenrechte eintreten. Übertragen auf Sozialarbeit bedeutet das, in konflikthafter Settings aktiv Verbündete zu suchen, die ähnliche Werte teilen, statt mich von lautstarken Extrempositionen treiben zu lassen.

Persönlicher Ausblick

Am meisten beschäftigt mich Mendels Warnung, dass die Freundschaft zu Israel ihre „moralische Daseinsberechtigung“ verlieren könne, wenn Deutschland kritiklos eine Regierung stützt, die Antidemokraten hofiert. Für mich heißt das: Verbindlichkeit braucht Korrektiv. In Beziehungen – privat, professionell, diplomatisch – muss Loyalität mit Verantwortung gekoppelt bleiben. Wenn der moralische Kern bröckelt, muss ich meine Position neu ausrichten, nicht die Augen schließen. Das ist unbequem, aber essenziell; sonst werden symbolische „Feiern“ zu leeren Kulissen.

Abschließend hat sich mein Blick auf deutsch-israelische Beziehungen um eine Dimension erweitert: Weg von bloßer Dankbarkeit für das Erreichte hin zu aktiver Mitverantwortung für die Zukunft. Nur wenn Deutschland aus tiefer Verbundenheit heraus auch unbequeme Fragen stellt, kann die Beziehung beider Staaten ihr emanzipatorisches Potenzial behalten – ein Lernschritt, den ich ebenso in meiner späteren Sozialarbeiterinnen-Praxis verankern will.

Die Autor:in

L. A., studiert Soziale Arbeit an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg – HAW.
Kontakt über:

 annita@kalpaka.de